Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
Band: 33 (1956)

Artikel: Johann Conrad Fischer
Autor: Schib, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-841419

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Conrad Fischer

* 14. September 1773 in Schaffhausen † 26. Dezember 1854

Johann Conrad Fischer entstammte einer Schaffhauser Handwerkerfamilie; schon der Großvater war Kupferschmied und Obmann seines Handwerks. Der Vater hatte während seiner Gesellenzeit als Gießer und Ziseleur Europa durchwandert und während fünf Jahren in der königlichen Gießerei in Woolwich bei London gearbeitet. Nach seiner Rückkehr verheiratete er sich mit Helena Spengler, der Tochter des Ratsherrn Spengler. Als ältestes Kind ging aus dieser Ehe Johannn Conrad Fischer hervor.

Was wir von Fischers Schulzeit wissen, verdanken wir seinen eigenen Aufzeichnungen. Dankbarkeit und Genugtuung über die genossene Schulbildung veranlaßten Fischer, Rückblick auf seine Schulzeit zu halten. Auf der Höhe seines Lebens legte er den Lesern seiner Tagebücher die Frage in den Mund, wie es habe geschehen mögen, daß in jener, wie manche vermeinen, dunklen Zeit «ein Kupferschmidgeselle auch ein Schriftsteller habe seyn können». Fischer verdankte seine Schulbildung in erster Linie der «lateinischen Schule», dem Gymnasium. Er stieß sich nie an dem ganz auf das Formale gerichteten gymnasialen Lehrziel; ihm verdankte er seine Feder- und Zungengewandtheit. Im 14. Altersjahr trat er bei seinem Vater in die Lehre ein.

Er schätzte sich glücklich, während seiner Lehrzeit Gelegenheit zur Weiterbildung zu finden. Schaffhausen hatte damals, schreibt er, «nebst vielen wakern Schul- und Staatsmännern zwei vorzügliche Mathematiker. Der erste war Professor Jezler, seines Handwerks ein Kürsner, Freund und Geistesverwandter von dem großen Leonhard Euler...; der zweite von diesen beiden edlen Bürgern war Herr Artillerie-Hauptmann Hurter, ein wahres Vorbild eines durchaus edlen und vaterländisch gesinnten Mannes.» Diese beiden Männer erteilten in Abendkursen unentgeltlich Unterricht in Mathematik. Durch sie wurde Fischer nach seinen eigenen Worten in die «neue Provinz des Geistes eingeführt, in die Wissenschaft, die den festesten Boden hat». Jezler und Hurter machten ihren begeisterten Schüler mit Christian Wolff und Euler bekannt. Wolff war der eigentliche Begründer der deutschen Aufklärung. Fischer

las seine *Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaft*, ein fünfbändiges Werk, «von einem Ende bis zum andern», wie er selber schreibt. In Wolffs Vorrede konnte Fischer lesen, daß die Mathematik demjenigen, der die unermeßliche Weisheit und Macht des Schöpfers in seinen Werken bewundern und das Geschaffene nach dem Befehl des Herrn sich und andern untertan machen wolle, die größte Hilfe sei; ohne ihren Beistand wird er «sowohl von einer deutlichen Erkäntnis der Macht und Weisheit Gottes als von der Herrschaft über die Kreatur weit entfernt bleiben». Eulers *Vollständige Anleitung zur Algebra* wählte Fischer als Reiselektüre während seiner Wanderschaft.

Jezler bot Fischer noch weit mehr als die Bekanntschaft mit Euler. Er wies ihn auf die Größe und Schönheit der Natur hin und auf das Glück, durch die Beschäftigung mit den herrlichen Werken der Natur die unendliche Weisheit und Güte Gottes ehren zu können. Fischer charakterisierte seinen Lehrer nach «Denk- und Lebensweise» als Cato. Das Scheitern von Jezlers Schaffhauser Unternehmungen führte er auf den Unverstand seiner Mitbürger zurück. Jezler wurde von vielen, «wie es in Republiken leichter als anderwärts geschieht, bis zu seinem Tode gehörig verkannt und darum gehaßt».

Begeisterung für die Forschung auf dem Gebiet der Mathematik und Physik, eine wahre Sehnsucht nach Erkenntnis aller Geheimnisse der Natur, Mut zur selbständigen Weiterbildung, ein von keinerlei Zweifel geschwächter Glaube an die bestehende kirchliche und staatliche Ordnung, das war das Rüstzeug, das Fischer den Lehrern verdankte, deren Schüler er während seiner Lehrzeit als Kupferschmied sein durfte.

Im Frühling 1792 kam der große Tag des Aufbruchs zur Wanderschaft. Sie führte ihn durch Deutschland nach Dänemark, Schweden und England. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Fischer im Frühjahr 1795 in seine Vaterstadt zurück. Nun begann wieder die Arbeit in der väterlichen Werkstatt. Als Mitglied der Schmiedezunft warteten Fischer die bürgerlichen Pflichten. Das Jahr 1797 brachte den entscheidenden Schritt zur Verselbständigung. Der 76jährige Vater trat dem Sohne die Kupferschmiede im Roten Faß ab und behielt für sich nur noch den Weinhandel. Der selbständig gewordene Handwerksmeister verheiratete sich am 24. Juni mit Catharina von Waldkirch, der Tochter von Junker Beat Wilhelm von Waldkirch und Frau Maria Magdalena Stokar von

Neuforn. Am 4. Januar 1797 wählte die Schmiedezunft Fischer zu ihrem Vertreter im Kleinen Rat. Ein Jahr später brach der altehrwürdige Schaffhauser Stadtstaat unter den Schlägen der Revolution zusammen.

Am 3. Juni 1802 kaufte Fischer auf öffentlicher Gant im hinteren Mühlental um 3600 Gulden eine Mühle, um hier die Glockengießerei und die Feuerspritzenfabrikation zu betreiben. Zahlreiche Dörfer der näheren und weiteren Umgebung erhielten Feuerspritzen und Glocken aus seiner Werkstatt. Schon im Jahre 1806 wurde der Glockengießer und Kupferschmied zum Stahlfabrikant. Ueber diese entscheidende Wendung in seinem Berufsleben hat Fischer in Materialien, die er in seinem Alter für einen Biographen bereitstellte, selber Auskunft gegeben. «Die an sich nicht sehr bedeutende Wortbrüchigkeit und liederliche Arbeit eines Mannes machte mich, und zwar nothgedrungen, zum Gießer Anfangs nur kleiner Gegenstände in Metall, später dann als Ehrensache zur Ausführung von Gegenständen von 1 800 bis 20 000 ℔. Eine in Folge dieser Unternehmung gemachte Reise nach Straßburg in die Königliche Gießerey und zufällige Bekanntschaft mit dortigem Münzmeister Dubois, der eine kleine Eisengießerey, wie sie Réaumur in seiner *Art d'adoucir le fer fondu* angibt, für Anfertigung des damals neuen Kilogrammgewichts eingerichtet hatte, veranlaßte mich, auch in Schaffhausen die Eisengießerey aus Tiegel und kleinem Cupolofen auszuführen. Von diesem war der Schritt zur Gußstahlfabrikation, da ich Tiegel, Oefen etc. alles selber machte und den festen Willen hatte, es durchzuführen, obschon ich in meinem Leben keine Gußstahlmanufactur gesehen hatte, für mich so gar schwierig nicht mehr, obschon es mir noch viele mißlungene Versuche bereitete, und muß übrigens nur das bemerken, daß auch noch heutigen Tages mein Verfahren, das ich selbst erfinden mußte, so wie die Einrichtung überhaupt, von der englischen, obschon ich sie seit 1814 sehr genau kenne, ganz abweicht.»

Fischers erste wichtige Erfindung bestand in der Herstellung des Tiegelgußstahles. Dem Engländer Benjamin Huntsman war die Herstellung von Werkzeugstahl in flüssigem Zustand schon 1750 gelungen. Seither hüteten die Engländer das Geheimnis und genossen ihr Monopol auf dem europäischen Festland. Unabhängig von den Engländern gelang Fischer die Herstellung des Tiegelgußstahles als erstem auf dem Kontinent. Im Mühlental bei Schaffhausen ist das englische Gußstahlmonopol gebrochen worden.

Johann Conrad Fischer

um 1818 (Privatbesitz)

Auf seinen Studienreisen nach England lernte Fischer den sogenannten Weichguß (Temperguß) kennen. Die Begegnung mit dem «malleable cast iron» wurde für ihn zum Erlebnis: «Die Nettigkeit des Gusses, die alle Theorie über Ductilität der Metalle irremachende Biegsamkeit, Zähigkeit und Weichheit der Materie selbst und die Reinheit, der Glanz und die Härte, wenn sie gefeilt, polirt und eingesetzt wird, macht den großen Absatz davon und auch die Wohlfeilheit vieler in die Büchsenmacherei, besonders für Commisgewehre, sodann in die Schwertfegerei, Schlosserei, Quincaillerie und Plattirerei einschlagende Gegenstände begreiflich». Am 5. August 1827 konnte Fischer mit größter Genugtuung in sein Tagebuch eintragen: «Völliger Erfolg des Experiments, Gußeisen in hämmerbares Eisen zu verwandeln, für welche wichtige Entdeckung ich meinem Herrn und Erhalter meinen demütigen Dank abstatte». Fischer ließ sein entdecktes Verfahren in Oesterreich patentieren und verkaufte das Privileg an einen Fabrikanten in Neunkirchen, für den einer seiner Söhne eine Tempergießerei baute; es war die erste Tempergießerei auf deutschem Sprachgebiet.

Um die Mitte der Vierzigerjahre machte Fischer eine weitere bedeutsame Erfindung. Es gelang ihm, den kohlenstoffarmen, im Tiegelofen erschmolzenen Stahl zu gebrauchsfertigen Konstruktionsteilen, d. h. zu Stahlform-Gußstücken, zu vergießen. Auch für diese Erfindung erwarb er sich ein österreichisches Patent.

Fischers Bildung wurzelte in der universalen Geistigkeit des 18. Jahrhunderts; wie Johannes von Müller, den er hoch verehrte, so übersprang auch Fischer ohne Hemmung die nationalen Grenzen. Getreu dem Wahlspruch «Ubi bene, ibi patria», der für ihn keinen üblen Beigeschmack hatte, ließ er seine Söhne geschäftlich in Oesterreich, Frankreich und Belgien Wurzel fassen.

Während seiner Englandreisen erlebte Fischer jene Umwälzung der englischen Wirtschaft, die man als Industrielle Revolution bezeichnet. Er war sich über deren Grundlagen ganz im klaren; die Erfindung Abraham Darbys (1735), im Hochofen Eisenerze unter ausschließlicher Verwendung von Steinkohlen zu schmelzen, die Erfindung der Spinnmaschine, des mechanischen Webstuhls und der Dampfmaschine erlaubte eine bisher nie dagewesene Mechanisierung der Produktion und eine unerhörte Konzentrierung großer Arbeitermassen am Orte des Maschinenparkes.

Als Fischer 1814 dieses von der Industriellen Revolution aufgewühlte England zum zweitenmal betrat, war er selber Stahl-

fabrikant geworden. Er trug Muster seines Tiegelgußstahles in seinen Rocktaschen mit sich und hatte nichts Geringeres im Sinn, als für seinen eigenen Stahl in England Absatzmöglichkeiten zu suchen. Aber zuerst wurde er einfach überwältigt von der Größe der englischen Leistung auf dem Gebiete der Eisenindustrie. Das von Bulton und Watt, dem Sohn des Erfinders der Dampfmaschine, geleitete Unternehmen in Soho raubte Fischer die Sprache: «Ich erstaunte über das, was ich hier sah, eine Beschreibung würde nichts nützen», schrieb er in seinem Tagebuch, «die Vorstellung kann derselben doch nicht folgen. Ich bemerke bloß, daß nur die Masse des vorhandenen Eisens schon ungeheuer ist, die darauf verwendete Arbeit gar nicht gerechnet.»

Staunend durchreiste Fischer den Industriebezirk nordwestlich Birmingham: «Das an sich sehr unfruchtbare Land, das aber in seinem Innern einen unermeßlichen Schatz von Kalkstein, Eisenerz und Steinkohlen verschließt, ist mit Häusern, besonders aber mit Eisenwerken, Dampfmaschinen, Glasöfen, Seifensiedereien usw. wie übersäet, sodaß man über 500 Manufakturen in diesem Distrikte zählt, in dessen Mitte das große Wilkinson'sche Eisenwerk Brosley, das allein 5000 Arbeiter bloß männlichen Geschlechts beschäftigt, wie eine Krone hervorragt und nun nach dem Tode des Herrn Wilkinson (der nach seinem Begehren in einen gegossenen eisernen Sarg gelegt wurde, über dessen Gewölbe noch eine 400 Zentner schwere eiserne Pyramide errichtet ist) von einem gewissen Herrn Ferryday betrieben wird, der in seiner frühen Jugend ein gemeiner Kohlenträger war.» Wilkinson ruhte seit 1808 in seinem eisernen Sarg. Seine Zeitgenossen behaupten von ihm, er sei von einer neuen Art Wahnsinn, dem «Eisenwahnsinn», befallen gewesen.

Während die Heimatstadt immer noch in ihrem mittelalterlichen Mauergürtel steckte, vernahm Fischer 1825, daß in London im Vorjahre 40 000 Häuser gebaut worden seien und im vorletzten Jahre 26 000; im Tagebuch der Englandreise von 1845 notierte er die Feststellung eines Parlamentsmitgliedes über den Londoner Wohnungsbau bis September dieses Jahres: «Bis Ende voriger Woche sind in diesem Jahr 26 000 neue Häuser gebaut worden, wieviel aber wieder bis künftigen Samstag fertig werden, kann ich noch nicht sagen».

Fischer war sich darüber klar, daß die Größe und Leistungsfähigkeit der englischen Unternehmungen auf dem Kapital beruhte, das ihnen zur Verfügung stand. Er wurde nicht müde, die Verbin-

dung des Reichtums mit «Experienz» und Wissenschaft zu rühmen, die der englischen Wirtschaft zugrunde lag. Mit «sicherem Calcul» und der genauen Kenntnis ihrer Kräfte» verstehen es die Engländer, sich zum gemeinschaftlichen Zwecke wirtschaftlich zusammenzuschließen. Fischer fühlte sich nicht zum Großunternehmer berufen; aber die zukünftige wirtschaftliche Blüte seines Vaterlandes erblickte er doch in der Bildung größerer Unternehmungen. Fast unmutig verließ er einen englischen Großbetrieb und anvertraute seinen Kummer dem Tagebuch: «Sollen wir, sagte ich zu mir selbst, nur immer die Nachahmer sein, und ist es nicht möglich, daß wir auch etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes im Industriefach und besonders im Eisenhüttenwesen, welchem nach meinen Ideen und Erfahrungen noch eine so große und vorteilhafte Revolution bevorsteht, aus uns selbst leisten werden? Will man sich nie durch Verbindung stark machen . . . ?» Das Streben nach Gold sei zwar seinen Landsleuten wohlbekannt; aber ihr Sinnen und Trachten sei viel zu sehr auf das sogenannte «edelste aller Metalle» gerichtet. Fischer hat nie ein stolzeres Wort über sein geliebtes Eisen ausgesprochen als in der Mahnung: «Es gibt 24-karätiges Eisen wie 24-karätiges Gold!» Besonders in seiner Vaterstadt wollte man «das vis unita fortior» — vereinte Kraft macht stark — nicht begreifen. «Wie sehr steht England mit uns im Gegensatz! In diesem Lande, welches nun eine lange Erfahrung von Prosperität und zunehmenden Reichthums vor sich hat, steht selten einer allein, weit häufiger bilden sich sogar ganze Gesellschaften, um neue Unternehmungen auszuführen.»

In seinen patriarchalischen Verhältnissen im Mühlental war Fischer dem Problem des Proletariats nicht begegnet; aber er war auf Grund seiner englischen Erlebnisse überzeugt, daß das Massenelend keine notwendige Folge der blühenden Wirtschaftsentwicklung sein müsse. Diese wünschte er auch für die Schweiz — «die Sonne von Albion, siehe, sie leuchtet auch uns!» — rief er seinen Landsleuten ermunternd zu; den «eigentlichen Arbeitern» aber sollte nach seiner Meinung ein menschenwürdiges Dasein gesichert werden.

Die 1803 neuerstandene kantonale Regierung wählte Fischer zum kantonalen Bergwerksadministrator. Er übernahm damit eine Aufgabe, die nicht nur Sachkenntnis sondern Organisationstalent im Umgang mit Menschen erforderte, galt es doch, in immer neuen Schürfungen in ausgedehnten Wäldern die ergiebigsten Erznester

zu finden, die Rivalitäten zwischen den einzelnen am Bergbau interessierten Dörfern beizulegen und die laufend erhobenen Entschädigungsforderungen der Waldbesitzer zu behandeln. Als Fischer sein Amt antrat, waren im Südranden 13 Gruben in Betrieb, die in den Gemarkungen Neunkirch, Wilchingen und Osterfingen lagen. Da der Erzabsatz im Steigen war, ließ Fischer sofort zwei neue Gruben öffnen. Im Jahre 1804 betrug die gesamte Erzförderung aus 15 Gruben 11 769 Kübel. Fischer konnte auch beim Absatz des gewonnenen Erzes wertvolle Dienste leisten. Sein Ruf als Eisenfachmann und sein immer größer werdender Bekanntenkreis machten ihn dazu besonders geeignet. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war das Hammerwerk Albbruck der einzige Abnehmer. Die Schaffhauser Bergwerksverwaltung mußte das Erz auf ihre Kosten nach Rheinau liefern; von dort führten es Laufenburger Schiffer auf dem Wasserwege nach Albbruck. 1807 konnte ein Erzlieferungsvertrag mit dem bayrischen Schmelzwerk zu Bäumle (Bregenz) abgeschlossen werden. Unterdessen hatten die Neher im alten Eisenwerk am Rheinfall ihren Einzug gehalten und die zerfallene Eisenschmiede und den Hochofen wieder instandgestellt. Der Hochofen am Rheinfall wurde der gegebene Abnehmer des Schaffhauser Erzes.

Als Fischer seinen Rücktritt als Bergwerksadministrator nahm, ließ ihm die Regierung den Dank für seine treuen Dienste abstatten und fügte eine Gratifikation von 450 Franken bei. Fischer gab seiner Freude über die Anerkennung Ausdruck und teilte der Regierung mit, daß er ihr Dankschreiben als das angenehmste Ereignis seiner 48jährigen Verwaltungsarbeit betrachte.

Fischers Erleben in England und sein ganzes bisheriges Lebenswerk standen in tiefem Gegensatz zu den muffigen und wirtschaftlich dem Stillstand verpflichteten Verhältnissen in und um Schaffhausen. Wenn er sich im Jahre 1828 in den Großen Rat wählen ließ, so konnte diese Rückkehr in die Politik nichts mit einer sturen Verteidigung des bestehenden Junkertums zu tun haben. Fischer war sich darüber im klaren, daß vernünftige Zugeständnisse an die Opposition, die eine Aenderung der staatlichen Ordnung im Geiste der Volkssouveränität verlangte, nicht mehr zu umgehen waren. Zwei Jahre später löste der revolutionäre Zug der Hallauer gegen die Stadt den endgültigen Zusammenbruch des Stadtstaates aus. Die alten Räte traten ab; unter den neugewählten Mitgliedern des Großen Rates war auch Fischer, der entschlossen war, seine Dienste dem neuen Regime zur Verfügung zu stellen. Am 23. Juni 1831

wählte der Große Rat den Amtsbürgermeister Franz Anselm von Meyenburg-Rausch und Kantonsrat und Oberstleutnant Johann Conrad Fischer zu Tagsatzungsgesandten. Fischers Tagsatzungsberichte zeigen, mit welchem Eifer und mit welcher Sachkenntnis er besonders in militärischen Dingen seines Amtes waltete.

Während Fischer als Tagsatzungsabgeordneter auf eidgenössischer Ebene wirkte, vollzog sich daheim jene denkwürdige, in der Verfassung von 1831 verankerte Umwandlung der Stadt, die bisher ein Staat war, in eine Gemeinde. Ueber der Stadt entstand auf einmal ein neuer Staat, der sich Kanton nannte, dessen Souveränität sich über 35 Gemeinden erstreckte, darunter über die Stadt Schaffhausen selbst, dem Souverän seit Jahrhunderten. In ihrem Stolz aufs tiefste verletzt, trat die Bürgerschaft mutlos an den Aufbau ihrer neuen politischen Formen heran.

Niemand wollte das neugeschaffene Amt des Stadtpräsidenten übernehmen. Da richteten sich schließlich die Augen aller auf Fischer wie auf einen Retter in der Not. Am 23. November 1831 wurde er in den kleinen Stadtrat gewählt, und fünf Tage später erkor ihn die Regierung einstimmig zum Stadtpräsidenten. Die Bedeutung der Wahl Fischers bestand vor allem darin, daß zu einer Zeit, wo manche Schwarzseher das städtische Gemeinwesen nur noch als eine Liquidationsmasse betrachteten, der beste Kopf unter der Bürgerschaft den Mut hatte, den Vorsitz des Stadtrates zu übernehmen. Die Lage konnte also noch nicht so hoffnungslos sein. Die durch das Verschwinden des Stadtstaates akut gewordene Notlage war zum Teil eine Nervenkrise; sie schien heillos auf dem Hintergrund der großen Wirtschaftskrise, mit der die Stadt seit Beginn des 19. Jahrhunderts kämpfte.

Unter Fischers Präsidium begann die städtische Verwaltung, sich in ihren neuen Formen zu entwickeln. Die Trennung von Stadt- und Staatsgut fand eine für beide Teile annehmbare Lösung. Als im Herbst 1835 die Zeit der Integralerneuerung der städtischen Behörden gekommen war, fand die Mehrheit der Bürger, die politische Stabilisierung der städtischen Verhältnisse sei so gesichert, daß von einer Wiederwahl des überlegenen Präsidenten Umgang genommen werden könne. Fischer hat sich in keiner seiner Schriften über seine Wegwahl geäußert; aber wir wissen, daß er sie ohne jeden Groll entgegengenommen hat; er diente der Oeffentlichkeit weiter als Mitglied des Großen Stadtrates, des Kantonsrates und als Bergwerksadministrator.

Fischer betätigte sich auch als Eisenbahnpolitiker und setzte sich mit Erfolg für den Bau des Bahnhofs auf der Bleiche ein. Den Anschluß an die Eisenbahnbegeisterung, die Heinrich Moser und Friedrich Peyer im Hof beseelte, fand Fischer nicht mehr.

Fischer hatte die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, den «Geist der Zeit», wie er sie nannte, in sich aufgenommen und war ihr treu geblieben. Die politische Ordnung gehörte nicht weniger dazu als die religiöse und wissenschaftliche. Die Französische Revolution war nach Fischers Meinung ein gewaltsamer Umbruch, ein Unglück, das hätte vermieden werden können, wenn dem «Geist der Zeit» überall die nötige Beachtung geschenkt worden wäre.

Der Zeitgeist im guten Sinne kann aber nach Fischer nicht einfach der Neuerungssucht, der Nachäfferei von sogenannter Freisinnigkeit gleichgesetzt werden; nur der darf sich auf ihn berufen, der sich durch uneigennützige Anteilnahme an den Staatsgeschäften und durch das Bestreben auszeichnet, das durch Erfahrung anerkannte Gute festzuhalten. Das Neue ist nur dann aufzunehmen, «wenn mit Zuversicht dargethan werden kann, daß es besser ist, als was man bereits hat».

Die erste Aufgabe des Staates ist nach Fischers Ueberzeugung die Handhabung des Rechts. Als die Schaffhauser Schiffer im Jahre 1832 die Dampfschiffahrt mit Gewalttätigkeiten hindern wollten, tauchte bei Fischer trotz seiner Sympathie zu den verarmten Schiffsleuten kein anderer Gedanke auf als die Sühne für das mißachtete Recht. Anderseits war die Auffassung, daß dem Staate durch das Recht Grenzen gesetzt sind, für Fischer eine Selbstverständlichkeit. Als Unrecht von oben betrachtete er manche Klosteraufhebungen. Schon die erste Säkularisationswelle, die als eine Folge der Französischen Revolution im Zusammenhang mit dem Reichsdeputationshauptschluß über Deutschland hinwegging, hatte Fischer berührt. Er hatte die Benediktiner von St. Blasien kennen- und schätzengelernt und verurteilte die Aufhebung des Schwarzwaldklosters noch 1827 in einem Gespräch mit Erzherzog Johann.

Bevor die aargauischen Klosteraufhebungen zu einer gesamtschweizerischen Affäre wurden, hatte Fischer ganz persönlich zum Problem der Säkularisierung Stellung genommen. Die beiden letzten, vom Zugriff des Kantons Thurgau bedrohten Klosterfrauen zu Paradies wandten sich an ihn mit der Bitte, in ihrem Namen ein Protestschreiben an die thurgauische Regierung zu verfassen. Fischer erfüllte den Wunsch und erstellte ein Gutachten, das auf

Grund der geschichtlichen Tatsachen zur Schlußfolgerung kam, «daß das Kloster Paradies sein Eigenthum rechtlich erworben und rechtlich besitzt, vom Staate oder der Landesherrschaft nie etwas erhalten und gegenüber derselben reiner Privat-Eigentümer seye». Mit feierlichen Worten formulierte Fischer die Rechtsverwahrung der Klosterfrauen. Der thurgauische Große Rat schritt trotzdem zur Säkularisation; Fischer erlebte wenigstens die Genugtuung daß die Pension der Klosterfrauen verdoppelt wurde.

Fischers Standpunkt in der aargauischen Klosterangelegenheit war gegeben. Er stimmte in der Großratssitzung vom 27. Juni 1843 einer Instruktion zu, die striktes Festhalten an Art. XII des Bundesvertrages, d. h. Wiederherstellung sämtlicher aargauischer Klöster, forderte; diese Instruktion wurde von der Mehrheit des Großen Rates abgelehnt.

Das Gelingen der Bundesreform erfüllte Fischer nicht mit Begeisterung. Die Rolle, die der von ihm verabscheute Radikalismus dabei spielte, verstärkte seine Skepsis. Die Meinung mancher Befürworter der neuen Bundesverfassung, die Eidgenossenschaft sei eigentlich erst 1848 ein Staat geworden, forderte Fischers Spott heraus. Fischer war aufs innigste mit seinem Heimatstaat, dem Kanton Schaffhausen, verbunden, sodaß ihn immer beinahe der Zorn erfaßte, wenn er an den helvetischen Einheitsstaat zurückdachte. Nach seinem Empfinden ging auch die 1848 durchgeführte Zentralisierung zu weit.

Die Bundesverfassung von 1848 überließ die Gesetzgebung in Gewerbesachen den Kantonen. Die in ihren Grundzügen liberale Schaffhauser Kantonsverfassung vom Jahre 1831 hatte es nicht gewagt, die Gewerbefreiheit einzuführen. Als im Jahre 1850 die Diskussion um die Revision der Kantonsverfassung begann, trat Fischer für die Einführung der Gewerbefreiheit ein, weil er überzeugt war, daß den Handwerkern nicht mehr mit staatlichen Geboten und Verboten geholfen werden könne, wohl aber mit der Verbesserung der Ausbildung; er verlangte vier Jahre Lehrzeit für sämtliche Handwerker. «In zweiter Linie ist es aber ebenso gewiß, daß das erfolgreichste Mittel darin liegt, daß ein jeder lieber sich selbst zu helfen trachtet, als sich auf andere zu verlassen. Daß ein jeder die Zeit als eine wahre und unerschöpfliche Goldgrube benutzt und durch diese Benutzung sich in den Stand setzt, gut und wohlfeil zu arbeiten, wo es ihm dann auch nicht an Kunden und somit an Verdienst mangeln wird, welchen er aber dann, sei er größer oder

kleiner, durch Rechnen mit sich selbst gewissenhaft zum Maßstab seiner Ausgaben machen soll.

In der Handelspolitik trat Fischer als Gegner des freihändlerischen Zolltarifs vom 1. Februar 1850 auf. Dieser Tarif wäre nach Fischers Meinung vernünftig gewesen, wenn die Industrie aller Völker auf gleicher Entwicklungsstufe stünde und wenn die Natur alle Länder gleichmäßig mit Rohstoffen ausgestattet hätte. Nimmt die Zollpolitik auf die wirkliche Lage keine Rücksicht, so wird dieser oder jener Zweig der nationalen Wirtschaft geopfert. Als die Hauptfrage, die zur «Weltfrage» wird, betrachtet Fischer die Einsicht in die Hintergründe des englischen Freihandelssystems. Warum setzen die Engländer alles in Bewegung, um nicht nur in ihrem eigenen Lande, sondern überall dem Freihandel zum Durchbruch zu verhelfen? Nur ihr eigenstes Interesse ist nach Fischers Ueberzeugung das Motiv ihrer freihändlerischen Propaganda. Man täuscht sich sehr, «wenn man glaubt, daß, wenn schon einzelne Individuen dieser Nation durch wahre Liberalität und Magnanimität sich auszeichnen, nicht ein ebenso ausgebildeter und starrer Egoismus seine Politik leitet, als nur bei irgend einer andern Nation».

Fischer war ein guter Familienvater. Die Erziehung seiner Kinder, fünf Söhne und zwei Töchter, war sein größtes Anliegen. Seine Gründertätigkeit im Ausland lag ganz im Dienste der Existenzsicherung seiner Söhne. Das galt nicht nur für die in Oesterreich niedergelassenen Georg, Berthold und Wilhelm, sondern auch für den Aeltesten, Johann Conrad, dessen Werdegang wir am besten kennen, weil der Vater seinen Nekrolog schrieb. Johann Conrad arbeitete als hochgeschätzter Büchsenmacher bei Cockerill in Lüttich wo er bei Schießexperimenten einem tödlichen Unfall zum Opfer fiel. Fischer hatte besonders große Hoffnungen auf seinen Aeltesten gesetzt; der plötzliche Tod traf ihn schwer; er beklagte sein «unglückliches Loos» und hoffte, «etwelche Beruhigung durch die Teilnahme zu erhalten, die eine kurze Schilderung seines (des Sohnes) Lebens und Wirkens in und außerhalb seinem Vaterlande hervorzurufen vermag».

Außer von seinen Lehrern Christoph Jezler und Melchior Hurter sprach Fischer von keinen Zeitgenossen mit größerer Verehrung als von Johannes und Johann Georg Müller. Fischer kannte den berühmten Geschichtsschreiber zweifellos auch persönlich; als Johannes von Müller 1797 während einer Schweizerreise wiederholt

in der Vaterstadt weilte, war Fischer ja bereits Mitglied des Rates. In seinen Augen war Müller schlechthin der «große Geschichtschreiber». Das Einfühlungsvermögen, mit dem Fischer fremden Völkern und Nationalitäten begegnete, entsprang im allgemeinen der Geisteshaltung des 18. Jahrhunderts, im besondern hat gewiß Müllers universaler Geist auf ihn eingewirkt. Der edle Bruder des Geschichtschreibers, Johann Georg Müller, war mit Fischer in Freundschaft verbunden, einer Freundschaft, die dieser immer mit besonderem Stolz erwähnt. Auf Johann Georg Müllers Ermunterung hin hatte sich Fischer zum Druck seiner Reisetagebücher entschlossen.

Im Jahre 1817 war Fischer Mitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft geworden. Nachdem 1822 in Schaffhausen eine Zweiggesellschaft gegründet worden war, tagten die schweizerischen Naturforscher 1824 in Schaffhausen unter dem Präsidium Fischers. In seiner Begrüßungsrede bot Fischer eine Schau auf den Stand der Forschung in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft. Im Kreise der schweizerischen Naturforscher knüpfte er persönliche Beziehungen an, die bis ins hohe Alter aufrecht blieben. Das Leben der Schaffhauser Sektion bereicherte er wiederholt durch Vorträge und Vorlesungen.

Kleinbürgerliche Enge und europäische Weite wechselten in Fischers Leben. Er führte in seinen *Biographischen Notizen* die stolze Reihe von Namen bedeutender Persönlichkeiten des Auslandes auf, mit denen er freundschaftlich verbunden war. Am meisten fühlte sich Fischer durch die Freundschaft geehrt, die ihm Erzherzog Johann schenkte. Freundschaftliche Beziehungen unterhielt Fischer auch mit dem Aargauer Dichter und Politiker Heinrich Zschokke. Tief beeindruckt durch das geistige Wesen des Schaffhauser Erfinders, faßte Zschokke den Plan, eine Gesamtausgabe von Fischers Reisetagebüchern zu veranstalten und die Biographie Fischers zu schreiben. Zschokke starb, bevor der Plan verwirklicht war. Ein Bruchstück dieser Fischer-Biographie ist das letzte Erzeugnis aus Zschokkes Feder.

Ein Grundzug von Fischers geistigem Wesen war der leidenschaftliche Wille, in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Aber weder seine eigenen noch die Erfolge seiner Zeitgenossen auf dem Gebiete der Technik verschütteten seine Einsicht in die Größe menschlicher Leistungen auf anderen Gebieten. Die Spaltung, die sich in der Verbannung jeder Philosophie aus den Laboratorien

äußerte und der schon viele seiner Zeitgenossen zum Opfer fielen, blieb ihm erspart. «In der Physik sind wir fortgeschritten, aber in der Metaphysik nicht» — das war die stille Mahnung Fischers an Menschen, die geneigt waren, außer dem technischen Fortschritt alles zu vergessen.

Fischers Abneigung gegen jede geistige Verengung, gegen jedes ausschließliche Spezialistentum, sein Bemühen, stets den ganzen Menschen und alle Gebiete menschlicher Leistung ins Auge zu fassen, kommt auch in seiner Lektüre zum Ausdruck. Im Schreibkalender 1854 verzeichnet er unter den während der letzten Wochen seines Lebens gelesenen Büchern: Rinmanns Versuch einer Geschichte des Eisens, Johannes von Müllers Weltgeschichte und die Annalen des Tacitus.

Fischer lebte in der Ueberzeugung, daß seine Arbeit Gottes Segen genieße. Die Anrufung von Gottes Segen ist das weitaus häufigste Zeugnis seiner Religiosität. Wenn eines seiner Kinder den Bund der Ehe schließt, wenn ein Enkel geboren wird, wenn Fischer ein neues Hammerwerk errichtet, immer wird der Segen Gottes erfleht. Wenn Fischer nach strapazenreicher Reise glücklich am Bestimmungsort ankommt, wenn nach wichtigen Experimenten gute Ergebnisse erzielt sind, schließt sein Tagebucheintrag mit dem Satze: «Wofür Gott gedankt sei!»

Fischer hinterließ nach dem amtlichen Inventar ein «reines theilbares» Vermögen von Fr. 62 706.60. Das geistige Erbe, das er hinterließ, war ungleich großartiger. Es war eine reiche geistige Hinterlassenschaft, vor allem für seine Söhne, aber auch für die engere und weitere Heimat. Bei Fischers Tod (26. Dezember 1854) waren Söhne und Enkel beruflich und menschlich bereit, das Werk des Vaters zu übernehmen und weiter zu entwickeln. Georg übernahm das Mühlentalwerk; er blieb in Hainfeld (Oesterreich) und setzte seinen 22jährigen Sohn gleichen Namens als Werksleiter in Schaffhausen ein. 1864 erwarb dieser die Mühlentalwerke käuflich von seinem Vater und leitete die Entwicklung zum Großbetrieb ein.

Quellen und Literatur: Johann Conrad Fischer 1773—1854, Tagebücher. Neu herausgegeben von der Georg Fischer Aktiengesellschaft Schaffhausen. Bearbeitet von Karl Schib. Schaffhausen 1951. — Karl Schib und Rudolf Gnade, *Johann Conrad Fischer 1773—1854.* Herausgegeben von der Georg Fischer Aktiengesellschaft Schaffhausen, 1954.

Karl Schib